

Lorenza Gentile

Teo

Roman

Aus dem Italienischen von
Annette Kopetzki

Unkorrigiertes Leseexemplar

Liebe Kolleginnen und Kollegen im Buchhandel, wir wünschen uns, dass dieses Arbeitsexemplar Ihr Interesse findet, und würden uns sehr freuen, wenn Sie uns Ihre Leseindrücke übermitteln. Bitte senden Sie uns eine E-Mail an Lesermeinung@dtv.de

Erscheint im Mai 2015
dtv 28051 / 200 Seiten
ISBN 978-3-423-28051-8
ca. € 19,90 [D], € 20,50 [A], 27,90 SFr

Liebe Rezensenten, bitte beachten Sie die Sperrfrist für Rezensionen bis 20. April 2015

Hinweis:

Das Lektorat dieses Textes ist noch nicht abgeschlossen. Bei evtl. Fehlern oder Ungenauigkeiten bitte den konkreten Stand der Korrekturen erfragen, bevor die Rezension veröffentlicht wird.



© Francisco A. Sociro

»Es ist eine Chance für Erwachsene,
sich aus der Perspektive eines Kindes
den großen Themen des Lebens nähern zu können.«

»Werde nie erwachsen, Teo«, flüsterte sie.
Ich habe sie noch fester umarmt und meinen Kopf
auf ihr Herz gelegt.
So tröstet man Menschen.«

Teo ist acht Jahre alt und hat Eltern, die gerade eine schwere Ehekrise durchmachen. Außerdem eine ältere Schwester, Matilde, die auf ihren Schmerz mit Wut reagiert, wie Teenager das häufig tun. Auch Teo erträgt es nicht, mit anzusehen, wie die Familie vor seinen Augen zerbricht. Wie Kinder es oft tun, wenn sie sich in Lebenssituationen befinden, die sie überfordern, beschließt Teo, das Problem selbst in die Hand zu nehmen und es zu lösen: Er will, dass alles wieder so wird wie früher, als die Familie noch glücklich war. Ohne dass es ihm bewusst ist, beschließt er, anstelle seiner Familienangehörigen erwachsen zu werden.

›Teo‹ ist die zarte und anrührende Geschichte eines kleinen Jungen, der eines Tages auszieht, um Napoleon zu finden. Angeblich gewann der einst alle Schlachten, und Teo will ihn fragen, wie man die schwerste aller Schlachten gewinnt: nämlich jene glücklich zu machen, die man liebt.

Teo entdeckt, dass Erwachsenwerden nicht bedeutet, weder ängstlich noch ratlos noch unaufrichtig zu sein. Doch entdeckt er auch, dass die Liebe siegen kann, wenn man sich mit Mut und Entschlossenheit dafür einsetzt. Alles beginnt damit, dass ihm die Eltern ein Geschenk machen, das ihm wirklich gefällt: Ein illustriertes Buch über einen der größten Heerführer der Weltgeschichte. Und weil das Leben voller Zeichen ist – das hat ihm seine Mutter beigebracht – begreift Teo, dass ihm dieses Buch nicht zufällig in die Hände gefallen ist. Es ist die Lösung zu der

Frage, die ihn quält: Wie stellt man es an, seine kaputte Familie zusammenzuhalten? Denn dass sie gerade kaputtgeht, daran besteht kein Zweifel. Wie bei Giulia, eine Klassenkameradin, deren Eltern geschieden sind. Seine Mutter hat ihm erklärt, wie das vor sich geht: Zuerst gibt es monatelang Krach (Phase 1), dann wird nicht mehr gestritten und alle schweigen sich an (Phase 2), und am Ende verlässt einer das Haus und kommt nicht wieder. Nie mehr (Phase 3). Teos Eltern sind in Phase 2.

Napoleon ist also die Antwort. Doch wie soll er ihn finden, wo der Kaiser doch bereits tot ist? Ganz einfach, sagt sich Teo: indem ich selbst sterbe. Schließlich war auch Orpheus in die Unterwelt gegangen, um sich Eurydike zurückzuholen.

Lorenza Gentile lässt Teo von seinen letzten dreizehn Lebenstagen erzählen. Der Roman hat etwas von einem *Noir*, und zugleich ist er ein modernes Märchen für Menschen jeden Alters. Teo will unterschiedliche Religionen und Weltgeschichte begreifen; er erlebt seine verlassene Mutter und bemüht sich um seine ältere Schwester; er schließt neue Freundschaften und stellt fest, dass man von anderen immer etwas lernen kann, wenn man sie nur an sich heranlässt; er erfährt, wie grausam Schweigen sein kann, und er berührt das Geheimnis des Todes. Die Kernfrage ist: Wie viel willst du für die riskieren, die du liebst?

Teo hat keine Zweifel: Alles.

Antonella Lattanzi

Der Verlag dankt der Autorin des Romans ›Prima que tu mi tradisca‹ für die freundliche Überlassung dieses Textes – eine Kurzfassung ihrer Rezension in ›Tuttolibri‹, La Stampa.

Für meine Familie,
für Alexandre Dumas, den Jüngeren,
der mich inspiriert hat, dieses Buch zu beginnen,
und für einen Menschen,
der mich durch seine Abwesenheit
dazu gebracht hat, es zu beenden.

Ich bin nicht abergläubisch.

Ich fordere nur nicht heraus, was ich nicht kenne.

NAPOLEON BONAPARTE

TAG ELF

Wieder Samstag

Ich heiße Teo, ich bin acht Jahre alt, und ich will mit Napoleon reden.

Ich muss eine sehr wichtige Schlacht gewinnen, und er ist der Einzige, der mir dabei helfen kann. Aber wenn ich mit ihm reden will, muss ich sterben, denn Napoleon ist schon tot.

Ich habe im Computer meiner Schwester Matilde bei Google nachgeschaut, da stehen alle Wahrheiten der Welt.

Sie weit nichts davon, aber ich gehe oft in ihr Zimmer und suche bei Google Antworten auf meine Fragen. Meistens mache ich das heimlich, wenn sie gerade duscht. Aber nur, wenn sie sich auch die Haare wäscht, sonst bleibt mir nicht genug Zeit.

Es ist ziemlich riskant, denn wenn sie mich erwischt, gibt es rger. Aber ich mag es, wenn ich mich was trauen muss, besonders wenn es um was Wichtiges geht.

Und das Treffen mit Napoleon ist wirklich wichtig, wichtiger als alles andere. Außerdem habe ich Glück: Meine Schwester ist gerade auf Klassenreise in Pompeji, darum habe ich so viel Zeit, wie ich will.

Wenn man »Suizid« eingibt (das bedeutet, sich selbst umbringen), kommt als Erstes die Seite von Wikipedia. Da gibt es eine lange Liste mit den häufigsten Methoden. Bis jetzt habe ich die ersten drei gelesen, und keine überzeugt mich. Die erste ist Gift nehmen, aber wir haben kein Gift im Haus, das Einzige, was ich trinken könnte, wäre Mamas Parfüm, aber das ist schon fast alle. Bei der zweiten Methode schneidet man sich die Pulsadern auf, aber ich kann kein Blut sehen, ich würde schreien, und man würde mich sofort finden. Die dritte, das Aufschneiden der Karotis, geht nicht, weil ich nicht rauskriegen kann, was das ist, diese Karotis, obwohl es auf Wikipedia sogar eine Zeichnung davon gibt.

Ich muss einfach weiterlesen, bis ich die richtige Methode für mich gefunden habe.

Es sind nicht mal fünfzig Stunden bis zu meinem Tod. Ich habe nicht mehr viel Zeit.

Aber ich bin nicht dumm.

Ich heiße Teo und überlege seit elf Tagen, wie ich mein Ziel erreichen kann.

ERSTER TAG

Mittwoch

I.

Die sind noch roh«, sagte Papa und ließ das Besteck auf den Teller fallen. Die Gabel landete auf dem Boden.

»Sei froh, dass jemand gekocht hat«, erwiderte Mama und guckte nach oben, als würde sie Gott um Hilfe bitten.

»Jaja, und ausnahmsweise war es mal nicht Susu.«

»Ich wollte was besonders Leckeres machen. Schade, dass du das nicht würdigen kannst.«

»Das könnte ich sogar, wenn sie genießbar wären.«

»Beim nächsten Mal darfst du zeigen, was du kannst.«

»Ich arbeite den ganzen Tag, falls du das noch nicht gemerkt hast.«

»Was hat das damit zu tun? Ich arbeite auch.«

»Entschuldige, aber Ausstellungen für wohltätige Zwecke zu organisieren, unterscheidet sich ein klein wenig von meiner beruflichen Verantwortung. Soll ich dir erzählen, was heute

im Verwaltungsrat los war? Möchtest du mir vielleicht helfen, eine Entscheidung zu treffen?»

»Bestimmt nicht.«

»Siehst du.«

»Verdammt, es gibt nicht nur die Arbeit, Alfonso!«

»Das habe ich nicht behauptet.«

»Ach, nein? Für mich klang es aber genau so.«

»Ich habe lediglich angemerkt, dass die Eier roh sind. Ich bin es leid, wegen jedem Kleinkram kämpfen zu müssen!«

»Weißt du was?«, Mama schob ihren Stuhl zurück. »Sieh zu, dass du diese Schlacht beim nächsten Mal gewinnst: Koch dir deine Eier doch selbst.«

Sie ging raus, ließ das halbe Abendessen stehen.

»Darauf kannst du Gift nehmen. Weißt du was, noch viel besser: Ich fang gleich damit an«, rief Papa, nahm eine Pfanne und goss Öl hinein. Als er sie auf den Herd stellen wollte, kippte er sich Öl übers Hemd. »Verfluchte Scheiße«, schrie er, als er den Fleck sah, und knallte die Pfanne ins Spülbecken. Der Teller darin zerbrach.

Ich blickte zu meiner Schwester Matilde hinüber. Hoffte, dass sie mir was Aufmunterndes sagen würde. Aber sie flüsterte bloß, mehr zu sich selbst als zu mir: »So eine Scheißfamilie.«

Vor anderen Leuten lächeln meine Eltern immer.

Wie bei den Schulaufführungen, wo du so tun musst, als wärst du jemand, der du nicht bist.

Darum kann man vieles von außen nicht verstehen, und wer die beiden nicht gut kennt, kann nicht wissen, dass sie zuhause fast nicht mehr miteinander sprechen, ohne laut zu werden, zu fluchen und Türen zu knallen.

Nicht zum ersten Mal verdarben sie ein Abendessen mit blödem Gerede wie: »Es ist nur eine Ausstellung, Lucrezia! Wollen wir uns mal darüber unterhalten, was ich durchmache?« »Jetzt arbeitest du auch noch am Wochenende? Warum ziehst du nicht gleich ins Büro?« »Der Urlaub mit deiner Familie in Porto Ercole hat mich völlig fertiggemacht!« und so weiter.

Mal fängt Mama an, mal Papa. Sie streiten nur noch. Und keiner der beiden gewinnt, denn gewinnen bedeutet Frieden schließen, und sie schließen niemals Frieden.

Ich würde alles tun, um ihnen zu helfen, aber ich habe wirklich keine Ahnung, wie ich das anfangen soll.

Wenn ich versuche, mit Matilde darüber zu sprechen, die aufs Gymnasium geht und viel mehr weiß als ich, sagt sie jedes Mal: »Da kann man nichts machen, sie vertragen sich eben nicht.«

Ob alle Familien so sind wie meine?

Das kann ich unmöglich sagen, weil ich die anderen nicht gut kenne, und immer wenn ich zu meinen Schulfreunden gehe, sind die Väter nicht da.

Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder sind alle glücklich außer uns, oder auch die anderen tun bloß so, wie bei einer Schulaufführung.

Aber selbst wenn ich herausfinden würde, dass alle Eltern auf der Welt sich so streiten wie meine, würde ich mich wahrscheinlich nicht besser fühlen.

Während ich am letzten Bissen kaute, deckte Susu, mein Kindermädchen, den Tisch ab.

Papa und Mama waren im Wohnzimmer, ich hörte, wie das Schimpfen hinter der Tür weiterging. Meine Schwester war wie immer in ihrem Zimmer verschwunden.

»Obst essen, Teo«, sagte Susu und hielt mir einen Apfel hin.

Ich schüttelte den Kopf, ich brachte keinen Bissen mehr herunter.

»Du darf nicht sorgen, Teo. Leben ist manchmal bisschen schwierig, aber du sehen, Dinge sich ändern.«

»Nein, tun sie nicht.«

»Alles sich ändert, Teo. Dinge niemals bleiben stehen.«

»Ich geh in mein Zimmer.«

»Teo, du bist stark. Du musst träumen, dir Welt ausdenken. Okay?«

»Okay.«

Ich habe okay gesagt, um ihr einen Gefallen zu tun, aber was soll das nützen, wenn ich träume? Und wie kann ich träumen, bei all dem, was um mich herum passiert? Ich kann nicht mal ruhig schlafen, weil ich Angst habe, morgens davon aufzuwachen, wie Papa die Haustür zuknallt, wenn er wütend

zur Arbeit geht. Und auch wenn ich träume, dass es anders ist, würde das etwas ändern? Was in mir drin ist, bewirkt gar nichts, obwohl ich es mit aller Kraft wünsche. Tatsache ist, dass ich nichts ändern kann, weil ich zu klein bin und zuhause nie einer auf mich hört.

Ich ging in mein Zimmer und legte mich aufs Bett. Dann starrte ich so lange an die Decke, bis ich irgendwann das Gefühl hatte, sie fällt mir auf den Kopf.

Unsere Lehrerin Pia hat uns erklärt, wenn man traurig ist, muss man etwas tun, um sich auf andere Gedanken zu bringen.

Aber ich hatte keine Lust, meine Hausaufgaben fertig zu machen, bei dem Geschrei konnte ich mich nicht konzentrieren, und außerdem fand ich Oliver Twist blöd. Es war mir lästig, so viele Seiten lesen zu müssen, um die Übungen im Aufgabenbuch zu machen.

Ich guckte in den Schrank mit den Spielsachen, aber ich kannte sie alle schon und hatte auf nichts Lust.

Im untersten Fach lag das Geschenk, das ich am Tag davor von Mama und Papa zum Geburtstag bekommen hatte.

Als ich es ausgewickelt hatte, habe ich gestaunt: Sie hatten sich ausnahmsweise mal was einfallen lassen.

Meistens schenken meine Eltern mir langweilige Sachen wie Fußbälle oder Ringelsocken.

Ich spiele nicht Fußball und schaue mir auch keine Spiele im Fernsehen an wie meine Schulfreunde. Es ist immer das Gleiche: Entweder gewinnt die eine oder die andere Mann-

schaft. Höchstens geht es mal unentschieden aus. Und der Reporter erzählt nie was wirklich Interessantes, zum Beispiel: Was essen die Leute im Stadion während der Pause? Warum haben die Fußballer lange Haare und tragen Haarreifen?

Die Socken ziehe ich zwar an, aber sie sind nichts Besonderes, denn ich würde sowieso welche bekommen. Immer wenn ich dieses kleine, weiche Päckchen aufmache, bin ich enttäuscht. Jedes Mal hoffe ich, darin einen Slimey zu finden, der an Wänden klebt und einen kotzgrünen Fleck hinterlässt.

Von wegen Slimey. In dem kleinen, weichen Päckchen sind immer nur Socken.

Dieses Jahr aber hatten Mama und Papa sich mehr Mühe gegeben als sonst.

Als ich gestern das viereckige Päckchen aufgemacht hatte, hielt ich ein Comicbuch in den Händen: *Napoleons Abenteuer*.

Auf dem Umschlag ist ein General abgebildet, der einen komischen Hut in Form einer Banane aufhat und auf einem weißen Pferd sitzt. Auf der Rückseite las ich, dass Napoleon ein sehr berühmter Held war. Über dieses Geschenk habe ich mich gefreut, denn Helden gefallen mir sehr und das Fach Geschichte auch. Daran hatten sich meine Eltern erinnert.

Ich wollte mich ja unbedingt auf andere Gedanken bringen, und deshalb war das jetzt genau der richtige Moment, um mit dem Buch anzufangen. Ich schlug die erste Seite auf.

Unter der Überschrift »Einführung« war dasselbe Bild